

unter den Vertretern des Militärstandes. Militär und Musik, sie haben viel gemeinsame Beziehungen, das beweist uns ja auch das Mitwirken der Kapelle des Kürassier-Regiments Prinz Friedrich von Sachsen an den Veranstaltungen des Musikvereins von Ödenburg vor mehr als 100 Jahren. Möge diese Beziehungen und geistige Bindungen schaffende Kraft der Tonkunst, deren vornehmste Träger im Südosten seit je wir Deutschen waren, auch in Hinkunft dazu helfen, zwischen uns sowie den Slawen und Madjaren die Bande gemeinsamer Kulturtätigkeit zu verstärken.

Graz.

BERNHARD ZIMMERMANN.

Ein Besuch der Hohen Tatra vor hundert Jahren

Ein Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls

1. Hochzeitsreise 1839

Unlängst hat FRIEDRICH LÁM (in der Karpaten-Post vom 21. Mai 1932) die Aufmerksamkeit auf LUISE MÜHLBACHS Roman „Der Leibeigene“ (Altona 1860) gelenkt, der zur größeren Hälfte in der Hohen Tatra spielt; wir sind ihm dankbar für diesen Hinweis. Lám will damit nicht für das Buch als Roman eintreten (der künstlerische Wert der Romane und Erzählungen Luise Mühlbachs steht bekanntlich im umgekehrten Verhältnis zu der Menge ihrer Bücher), aber er meint, daß dies Buch rein stofflich einen gewissen Wert als Zeitdokument besitze: so sah man damals die Tatra an. Damit hat er recht, und zwar in noch höherem Maß, als er selbst wußte.

Er nahm nämlich an, Luise Mühlbach habe aus zweiter Hand geschöpft, tatsächlich aber beruhen ihre Schilderungen der Tatra auf Autopsie; sie ist selbst dort gewesen, sie hat nämlich ihre Hochzeitsreise in die Hohe Tatra gemacht. Das war im Jahre 1839.

Sie hat dann aber nicht, wie es scheinen könnte, den Stoff zwanzig Jahre mit sich herumgetragen, bis er 1860 im „Leibeigenen“ zutage trat. Sie hat die Eindrücke der Reise vielmehr sogleich schriftstellerisch verwertet; bereits im Frühjahr 1840 lag ihre Tatra-Erzählung gedruckt vor. Nur hatte sie beim ersten Erscheinen einen anderen Titel; sie hieß „Der Armut Kind“ und erschien nicht als eigenes Buch, sondern in der Sammlung von Novellen und Skizzen „Zugvögel“ (Altona 1840, Bd. I, S. 1—202). Erst bei der zweiten Auflage (1860) erhielt sie den Titel „Der Leibeigene“. Dieser Titel bedeutet zweifellos eine Verbesserung; im übrigen beschränkt sich die „Neubearbeitung“ auf geringfügige Änderungen. In allem Wesentlichen ist die Erzählung dieselbe geblieben. Daß sie in der ersten Auflage als Novelle, in der zweiten als „kleiner Roman“ bezeichnet wird, ist sachlich belanglos. (Sie erschien 1860 als 10. Bändchen ihrer „Kleinen Romane“).

Über die damalige Luise Mühlbach und ihre Hochzeitsreise unterrichten uns drei Briefe. Sie stammen zwar nicht von ihr selbst, haben aber doch authentischen Wert; denn sie sind von dem geschrieben, der ihr am nächsten stand und der ihre Hochzeitsreise mitgemacht hat: von ihrem Manne THEODOR MUNDT. Alle drei Briefe hat Mundt an seinen Freund GUSTAV KÜHNE gerichtet. Kühne war auch Schriftsteller. Aber es war keine bloße Literatenfreundschaft, die sie verband; ihre Freundschaft war echt¹⁾. Sie begann schon in der Knabenzeit, als sie gemeinsam das Joa-

¹⁾ WALTER GRUPE, Mundts und Kühnes Verhältnis zu Hegel und seinen Gegnern. Halle 1928; darin Kapitel I (S. 14—31): Mundt und Kühne, ein Freundes-

chimsthalsche Gymnasium in Berlin besuchten, sie vertiefte sich, als sie gemeinsam in Berlin studierten. Als Kühne dann Berlin verließ und (1835) die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ in Leipzig übernahm, setzte sie sich in einem Briefwechsel fort. Mundt berichtet dem Freund eingehend (und das berichtet man nur dem wirklichen Freund) über seine bevorstehende Verlobung, über seine Hochzeit und über seine Hochzeitsreise.

Wir lassen das Wesentliche aus diesen Briefen folgen, die nur den Mangel haben, daß sie vom Herausgeber ungenau datiert sind (Edgar Pierson, Gustav Kühne. Sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Dresden und Leipzig 1889, S. 121 ff.). In dem ersten Briefe gibt Mundt dem Freunde ein Bild des jungen Mädchens, das im Begriff ist, ganz die Seine zu werden:

„(Berlin) 1839 (ohne nähere Zeitangabe)

Ich war acht Tage lang in Potsdam, wo ich mit meinem lieben Sympathie-Vogel Clara Müller so schöne Zeit verlebt habe, wie sie mir lange nicht geworden. Sie war in Begleitung ihres alten Onkels hier, der sie zum Besuch ihrer Verwandten in Mecklenburg aus Dresden abgeholt hatte. Der gute Alte legte unserem Zusammensein nicht die geringste Gène auf . . .

Ihre Bücher²⁾ geben kein Bild von ihr, denn sie hat dieselben, halb aus Mädchenverzweiflung, halb aus Mädchenübermut, mit rascher Hand in die Welt geworfen, um in einer früheren unglücklichen Stimmung sich nur etwas zu tun zu machen. Das ganze Mädchen ist auch erst 23 Jahre alt³⁾. Halb Wildfang, halb Schwärmerin, ist sie eben im Begriff, aus dieser Mischung ihres Lebens zu einer klaren Gestalt herauszutreten . . .

Ihre Seele und ihr ganzes Leben liegen offen vor mir da. Ihr Gesicht ist lieb und hold, die Augen von einer seltenen Schönheit, lange blonde Locken hüllen den charaktervollen Kopf ein. Sie ist durch und durch gesund, natürlich, kraftvoll und ganz Weib in allen Stücken; keine Spur von Kränklichkeit. Die gesunde mecklenburgische Physis (um einen Lieblingsausdruck von Dir zu gebrauchen) hat sich mit dem Geist der modernen und hochgebildeten Weiblichkeit in ihr gut zusammengetroffen. Ihre Gestalt, die etwas zu viel Fleisch hat, nimmt sich etwas ungünstig aus und setzt zum Starkwerden an . . .

In Dresden ist Clärchen der Liebling Tiecks; sie brachte mir Grüße von Meister Ludwig, die mich in Verwunderung gesetzt haben und endlich versöhnliche Hineigungen zur neuesten Literatur von seiten des Meisters zu bezwecken scheinen.“

Die „gesunde mecklenburgische Physis“, die es ihr ermöglichte, im Laufe von 23 Jahren 260 Bände in die Welt zu setzen⁴⁾, war auch die Voraussetzung für ihre Hochzeitsreise. Wer damals in die Tatra reiste, mußte seinem Körper etwas zumuten können.

paar und ein literarisches Bündnis. — HEINRICH HUBERT HOUBEN, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911, S. 637—644.

²⁾ Ihre ersten Bücher sind: Erste und letzte Liebe. Altona 1838 (Verlag Hammerich). Die Pilger der Elbe. 1839 (ebenda).

³⁾ Sie ist geboren am 2. Januar 1814, war also schon 25 und ein halbes Jahr alt.

⁴⁾ FEDOR MAMROTH (Die Frau auf dem Gebiete des Romans. Breslau 1871) stellt diese Rechnung im Jahre 1871 auf; das letzte Werk von ihr, dessen Titel er kennt, sind die „Reisebriefe aus Ägypten“ (1871). Danach ist noch eine erhebliche Zahl von Bänden hinzugekommen. Sie starb 1873.

Der zweite Brief ist am Hochzeitstage selbst geschrieben, unmittelbar vor der Trauung. Der Mensch, an den man in dieser Minute schreibt, muß einem wirklich sehr nahe stehen. Damit gewinnen wir ein festes Datum; denn die Hochzeit fand (nach der Auskunft der mecklenburgischen Sippenkanzlei, Schwerin) am 18. August statt.

„Neu-Brandenburg [18. August] 1839.

Gott zum Gruß, teuerster Kühne, aus Neubrandenburg, wohin ich meiner heißgeliebten Clara gefolgt bin. Ich befinde mich schon seit neun Tagen hier, im Schoße einer höchst liebenswürdigen Familie, der ich noch heute durch die nahesten Bande angehören werde; denn ich lasse mich heut um 10 Uhr mit Clara Müller trauen, um fortan als glückliches Doppelgespann die Last des Lebens zu ziehen! Clara ist die Tochter des hier verstorbenen Hofrats und Oberbürgermeisters Müller, eines genauen Freundes von Hegel und Gans, der in der juristischen Welt sehr rühmlich bekannt war. Die Familie ist hier im mecklenburgischen Lande sehr angesehen und vom Großherzog begünstigt, und so gelang es uns, für unsere schnelle Hochzeit Dispensation von allen sonst nötigen Förmlichkeiten zu erhalten.“

Der dritte Brief ist noch von der Reise aus geschrieben. Er dürfte in den letzten Tagen des Septembers entstanden sein. Das Konstitutionsfest des Freistaates Krakau (am 11. September) haben Mundts offenbar noch in Krakau mitgefeiert; dann haben sie den Ausflug in die Tatra unternommen. Jetzt sind sie wieder in Krakau und bereiten sich auf die Rückkehr nach Berlin vor. Der Brief lautet:

„Krakau, September 1839.

Die Gedanken an Dich, mein teuerster Kühne, haben auch bei längerem brieflichen Verstummen mich bis auf die hohen Gipfel der Karpaten begleitet, von denen ich vor einigen Tagen mit meiner geliebten Lebens- und Reisegefährtin wieder hierher nach Krakau zurückgesetzt bin. Ich habe den ganzen Monat teils hier, in der altpolnischen Stadt, wo man unter den Ruinen einer großen Nationalität zum historischen Totengräber wird und sich schmerzvoll in alle Gräber der neueren Geschichte überhaupt heineinwühlt, teils im Gebirge verbracht, das wir bis nach Ungarn hinein unter manchen Fährlichkeiten bereist haben. Die Karpaten sind eine erhabene und schaudervolle Wildnis, wo der Naturgeist noch mehr als sonst wo in Europa auf unbetretenen Pfaden brütet und in einer dem Menschengestalt fremden und feindlichen Einsamkeit des Elements, das oft im bizarrsten Wahnsinn spielt, sich eingestaltet hat. Auf Reisende ist in dieser verzauberten Gebirgswüste noch fast gar nicht gerechnet, zum grellsten Gegensatz gegen die Schweiz, wo die Spekulation den großartigsten Schrecknissen der Natur einen geebneten Weg abgewonnen hat. Man findet deshalb in den Karpaten, für deren Bereisung man sich im Voraus verproviantieren muß, oft ganze Tagereisen lang nichts zu essen, und wir haben unter andern drei Tage lang buchstäblich nur von etwas Brot und einem Stück Käse gelebt. Auf andern Punkten überraschte dann plötzlich wieder etwas Luxus, und so haben wir es sogar mitten in den Bergen zu einem wienerischen Backhandel gebracht. Das Schlimmste aber ist, daß der zum Tod ermüdete Wanderer nirgend auf ein nur halb menschliches Nachtquartier rechnen kann; in den hölzernen Häusern der Goralen, welche die von uns durchwanderte Gebirgspartie bewohnen, einem sehr liebenswürdigen und in manchem Betracht merkwürdigen Naturvölkchen, schläft man auf einer harten Pritsche, die mit etwas Heu überdeckt ist, und wenn die Scharen riesenhaft gearteten Ungeziefers den Schlummer hindern sollten, so hat man auf einem Holzstuhl die Nacht durchsitzend Zeit genug, bis zum hellen Morgen über

die Vorteile und Nachteile der Zivilisation nachzudenken. Clara hat alle Strapazen dieser Reise mit bewundernswürdigem Muth und fast unerschütterter Heiterkeit mitgemacht. Wir waren dreimal in der größten Lebensgefahr. Wegsame Pfade gibt es noch nicht, auf denen man sich dem wilden Gebirgskobold nähern kann, und so geschieht es häufig, daß die Straße plötzlich vor einem schäumenden Bergstrom anhält, den man durchfahren muß. Die Bialka, die von einem Regentag heftig angeschwollen war, hatte alle Absicht uns unser Grab zu wühlen. Der Wagen schwamm hin und her in der Gewalt der Wellen und drohte jeden Augenblick umzuschlagen; unsere Pferde erzitterten in der heftigsten Todesangst, nur ihrer letzten Kraftanstrengung glückte es, uns durchzuarbeiten. Wir beide aber spürten in uns den stillen Seelenfrieden, der, wie ich mir immer gedacht hatte, mit der Nähe des Todes verbunden ist. Auf unserer Wanderung zum Meerauge, einem auf schauerlicher Felsenhöhe 4800 Fuß hoch gelegenen See, schwebten wir mit unserm kleinen Goralenwagen, dessen man sich in diesen Gegenden bedient, über schwindelnden Abgründen, und liefen jeden Augenblick Gefahr, an den Felssteinen, welche den Weg verschütten, zu zerschellen. Ich habe jetzt auf lange Zeit meine Naturlust und alle Opposition gegen Kultur und Zivilisation gebüßt und freue mich auf den Augenblick, wo ich wieder, bis über die Ohren vertieft, in meinen Arbeiten sitzen werde.

Indem ich mich zum Winter zu neuen Arbeiten anschieke, befällt mich die reine Produktionslust alter, unvergeßlicher Tage, in denen wir, geliebter Freund, im treuen Zweisiedlertum das erste Paradies unserer literarischen Bestrebungen uns zusammenbauten. Mit derselben Liebe drücke ich Dich auch heut noch an mein Herz und wünsche, daß Dir das Liebste und Höchste Deines Lebens durch die Gunst des Schicksals in Erfüllung gehen möge!“

Dieser Brief Mundts wird noch ergänzt durch eine Angabe von Klara Mundt selbst. In ihren Lebenserinnerungen⁵⁾ nämlich erzählt sie, daß ihre Landsmännin, Gräfin Ida HAHN-HAHN, die damals in der Blüte ihres Ruhmes stand, sie in Berlin bald nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise besucht habe; das Ziel dieser Hochzeitsreise, fügt sie hinzu, sei „nicht etwa Rom oder Paris, sondern die Karpaten, das Tatragebirge, Käsmark und Lomnitz gewesen“.

Daraus ergibt sich, daß Theodor und Klara Mundt auch die Zipser Deutschen kennengelernt haben. In Käsmark und Lomnitz konnten sie nicht übersehen werden; zudem war ihre Existenz ihnen sicher schon vorher bekannt. Denn in dem umständlichen Reisebuch, das Mundt zweifellos für seine Reise zu Rate gezogen hat, in den „Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wielicka nach den Zentral-Karpaten, als Beitrag zur Charakteristik dieser Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner“ von ALBRECHT VON SYDOW (Berlin, 1830) ist den Zipser Deutschen ein ausführliches Kapitel gewidmet (S. 344—357).

Kein Zweifel also, daß Luise Mühlbach von den Zipser Deutschen wußte. Wenn sie sie gleichwohl in ihrem Tatra-Roman nicht erwähnt, wie Lám mit einiger Verwunderung bemerkt, hat das seine guten Gründe. Der erste Grund ist geographisch; im Gebirge selbst gab es keine Deutschen, außer an einem einzigen Punkt: in dem Kurort Schmecks. Und auch hier hielten sie sich nur im Sommer auf. (Der Pächter von Schmecks, GEORG RAINER, wohnte in Georgenberg und kam nur zur Saison nach Bad Schmecks; während des übrigen Jahres war nur ein Hausmeister dort, der mit seiner Frau nach dem Rechten sah.) Auf dem Gebiete der deutschen Städte

⁵⁾ Erinnerungsbilder aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea EBERSBERGER. Leipzig 1902, S. 154.

Bela und Käsmark konnte man im Sommer vielleicht in den hochgelegenen Schäfereien den einen oder anderen deutschen Hirten antreffen — falls nicht etwa auch hier, wie sonst überall, die Hirten Slawen waren (auf der Nordseite des Gebirges, in Galizien, Goralen, auf der Südseite, in Nordungarn, Slowaken).

Der zweite Grund hängt mit der Art des Romans zusammen. Er ist, seinem Entwurf nach, ein sozialer Roman. Er beruht auf dem jungdeutschen Gegensatz von Natur und Kultur; Theodor Mundt war einer von den fünf Schriftstellern, die als „Jungdeutsche“ vom Bundestag in Verruf erklärt waren⁶⁾, und auch Luise Mühlbach ist in ihren Anfängen jungdeutsch beeinflusst. Der Held des Romans, der ehemalige Leibeigene, der freilich mit seiner neuen Freiheit nichts anzufangen weiß, flüchtet aus der Welt der Kultur in die bessere Welt der Naturmenschen, das sind die Goralen und die Zigeuner, die Klara Mundt auf der Reise kennengelernt hatte. Die Deutschen der Zips aber hätten auf die Seite der Kultur gehört; Luise Mühlbach konnte sie also für ihren Roman nicht verwenden. Hierzu kommt, daß sie vom polnischen Krakau ausging und durch von Polen bewohntes Land, Galizien, zur Tatra wanderte. Sie lernte die Tatra vorwiegend von der polnischen Seite kennen und betrachtete sie durch die polnische Brille.

2. Mundts völkerkundliche Studien

Wie aber kam sie darauf, ihre Hochzeitsreise ausgerechnet in die Hohe Tatra zu machen? — Die Erklärung dafür ist nicht bei ihr, sie ist bei ihrem Manne zu suchen.

Klara Mundt nennt als die Stationen ihrer Hochzeitsreise „die Karpaten, das Tatragebirge, Käsmark und Lomnitz“; Krakau, wo sie sich am längsten aufgehalten haben, nennt sie nicht. Es scheint also, sie rechnet den Aufenthalt in Krakau nicht zur Hochzeitsreise im eigentlichen Sinne. Hier in Krakau nämlich studierte ihr Mann das polnische Leben. Der Aufenthalt hier war Berufsangelegenheit, nicht eigentlich Hochzeitsreise.

Auch Mundt war Schriftsteller. Auch er hat auf seine Weise die Ergebnisse dieser Reise schriftstellerisch verarbeitet. In seinem Buch „Völkerschau auf Reisen“ (Stuttgart 1840) bietet das zweite Kapitel, „Polen“, die Ergebnisse seines Krakauer Aufenthalts (S. 123—330), das dritte Kapitel, „Naturvölker“, die Ergebnisse seines Ausflugs in die Karpaten, der Hochzeitsreise im engeren Sinne (S. 331—359).

Was zog nun Mundt nach Krakau und in die Tatra? — Mundt hat damals viele Reisen ins Ausland gemacht: nach London, Paris, der Schweiz, Südfrankreich (Spaziergänge und Weltfahrten. Altona 1838). Er ist ein Schriftsteller, der über das bloß Literarische hinausstrebt. Die Literatur eines Volkes, meint er, ist voll nur aus seinem Gesamtleben zu verstehen. Das ist der treibende Grund für seine Reisen. Um diesem Gedanken stärkere Beachtung zu verschaffen, ruft er neben seinem „Freihafen“ noch eine zweite Zeitschrift ins Leben; sie führt den Titel: Der Pilot. Allgemeine Revue der einheimischen und ausländischen Literatur- und Völkerzustände (gleichfalls im Verlage Hammerich in Altona), und brachte es doch immerhin auf drei Jahrgänge. (Daß Luise Mühlbach eine eifrige Mitarbeiterin seiner beiden Zeitschriften war, versteht sich am Rande. Für ihre Frühzeit ist manches aus ihnen zu entnehmen.)

⁶⁾ Der Bundestagsbeschuß vom 10. Dezember 1835 ist abgedruckt bei EDGAR PIERSON, Gustav Kühne 1889, S. 32 f. Die 4 andern Schriftsteller sind HEINE, GUTSKOW, LAUBE, WIENBARG. Genaueres bei H. H. HOUBEN, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911.

Nachdem Mundt die westlichen Länder Frankreich und England kennengelernt hatte, mußte er notwendig auch den Osten aufsuchen, um die Polen in ihrem eigenen Lande kennenzulernen. Aber Polen bestand nicht mehr, es war auf drei Staaten aufgeteilt. Wo konnte er die echten Polen kennenlernen? Er suchte sie da auf, wo ihr Leben am reinsten ist, im letzten Rest des polnischen Staates, in der Republik Krakau. Krakau war erfüllt mit polnischen Erinnerungen und Hoffnungen wie kein Ort sonst. Von hier aus wurde später (1846) der Aufstand der galizischen Polen geschürt, der dann das Ende des Freistaates und seine Einverleibung in Österreich herbeiführte.

Der Schwerpunkt der Reise liegt also ganz im polnischen Sprachgebiet. Nicht vom Süden, von der Zips aus, sondern vom Norden erblicken sie die Gipfel der Tatra. Die Initiative zur Hochzeitsreise in die Tatra geht also von Theodor Mundt aus; aber Klara Mundt geht gern auf seinen Vorschlag ein, und ihre „gesunde mecklenburgische Physis“ befähigte sie, die Anstrengungen einer solchen Reise ohne Schwierigkeit zu bestehen.

Es bleibt nur noch übrig, die Schilderung selbst zu betrachten, die Luise Mühlbach von der Tatra entworfen hat.

3. Die Schilderung des Gebirges

Der Roman als solcher kümmert uns nicht. Denn was soll uns ein Leibeigener, der im Handumdrehen Freund von ungarischen und polnischen Grafen wird, der sich aber ebenso schnell wieder von der bösen Welt abwendet und zu den Naturkindern der Berge flüchtet? Er nimmt dabei seine Zuflucht nicht aus einem inneren Grund; er muß dorthin nur deswegen flüchten, weil Luise Mühlbach ihre Reiseberichte verwenden will. Von ihrem Ausflug in die Tatra ist natürlich manches in den Roman übergegangen. Das „Forsthaus auf der Bukowina“, in dem der Held des Romans die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, hat wirklich bestanden. Hier übernachteten gelegentlich Fremde; die Anfänge des Touristenwesens — in bescheidenster Form — sind bereits vorhanden. Die Schwierigkeiten und Gefahren des Aufstiegs zum Meerauge aus Mundts Brief kehren auch im Roman wieder: „Immer wilder und unwegsamer wird die Gegend, je mehr man dem Meerauge sich nähert. Keine gebaute Straße, kein geebener Pfad führt hinauf, im Bette reißender Ströme, über Steingewölbe und Felsblöcke, an gähnenden Abgründen hin geht der Weg — ein Schwanken des Wagens, und hinab in die Tiefe stürzt er, und verloren auf ewig ist der Reisende.“

Die Gefahr, der die Reisenden beim Übergang über die Bialka ausgesetzt waren, kehrt im Roman in verstärkter Form wieder.

„Jetzt, bei einer Biegung des Wegs, erschien der schäumende Fluß. Brausend stürzte er vom hohen Felsen herab, große Steine mit fortreißend, die er im Tal gebettet, und über diese hin brauseten in wilden Sätzen die hohen schäumenden Wogen . . . Wild und heulend stürzen die Wogen, wie ein Raubtier auf seine Beute, dahin. Sie faßten den Wagen und warfen ihn hin und her, trugen ihn tief in ihr Wasserbett, daß nur noch der Kopf der Pferde über den Wellen hervorragte und der Wagen wirklich umgestürzt wurde.“

Aber wichtiger als solche Einzelzüge ist die Gesamtauffassung des Gebirges. Die Karpaten waren nicht das erste Gebirge, das Klara Mundt sah; sie hatte bereits, trotz ihrer Jugend, andere Gebirge besucht. Sie hatte nämlich zuerst die sächsische

Schweiz kennengelernt (wohl von Dresden aus, wo sie Verwandte hatte⁷⁾), und dann auch die Alpen⁸⁾; sie begleitete eine befreundete Dame und hatte auf diese Weise Gelegenheit eine Reise zu machen, die sie sonst nicht hätte machen können. Sie hatte also, als sie nun die Tatra besuchte, Vergleichsmöglichkeiten, und sie empfand die Tatra als Gegensatz zu allem, was sie bisher gesehen hatte.

Den beherrschenden Eindruck faßt MUNDT in seinem Krakauer Brief zusammen: „Die Karpaten sind eine erhabene und schaudervolle Wildnis.“ Und auch Klara Mundts Schilderungen sind auf diesen Ton gestimmt.

Im Roman ist dieser Schilderung ein eigenes Kapitel gewidmet; wir lassen es im Wortlaut folgen (nach der Ausgabe von 1840, „Zugvögel“, Bd. I, S. 90—96):

4. Die Karpaten

„Wer die Natur in ihrer Größe und Majestät anschauen, sein Auge und sein Herz an den hohen und kühnen Gletschern, die ein züchtiges, unberührtes Nonnenbild inmitten des glühenden Erdenlebens dastehen, laben will, wer an der Natur sich die Gewißheit eines schaffenden Weltgeistes und die Überzeugung von dessen Allmacht und Größe gewinnen möchte, der wandere nach der Schweiz. Wenn er sein staunendes Auge von Gletscher zu Gletscher hat schweifen lassen, hier die vom Sonnengold gerötete Spitze, dort das strahlende Weiß bewundert hat, so mag er ausruhen am Fuße der Gletscher auf grünen Matten und blumigen Wiesen, unter dem harmonischen Läuten der Glocken, die den Hals der roten schönen Kühe, welche grasend die noch grünende Höhe erklimmen, ziert, beim Klange der Schalmeyen der Hirten hoch oben in ihren Sennhütten, beim Liede der Sennerin, die, den Buben an der Hand, rüstig vorüberschreitet. Wer die Natur in ihrer Größe und Lieblichkeit zugleich lieben lernen will, der gehe nach Tirol, wo die hohen kalten Gletscher der Schweiz gleichsam im ersten Liebeserwachen lächeln und, ein lebensvolleres Ansehen tragend, mehr irdische grüne Fröhlichkeit und weniger Himmelseis zeigen, wo die Täler, von smaragdnen Flüssen durchströmt, romantischer blinken, wo der Jäger, seinen Stutzen auf dem Rücken, in idealer Tracht, hoher Figur und schönen, fröhlichen Angesichts vorüberschreitet, ein Liedchen jodelnd, wo das Tiroler Madel in kurzem Röckchen und goldgeschnürtem Mieder mit treuherzigen Blicken dich willkommen heißt. Wer aber die Natur in ihrer Schöne und Lieblichkeit belauschen, an ihrer Grazie und Harmonie sich erfreuen, von ihrer Poesie lernen, ihre Vollkommenheit bewundern will, der gehe nach Italien. Dort blüht die Kunst in der Natur, dort ist Leben, Duft und Klang in jeder Blume, in jedem Vogel, dort atmet alles Liebe und Lust. Der tiefblaue glänzende Himmel wölbt sich, selber entzückt, über der lachenden Erde, über Italien, seinem Kinde. Zu glühender Liebesumarmung stieg einst die Sonne hinab in das Meer, und es entsproßte Italien, das lächelnde Kind der Sonnenliebe. Seht, wie sich dort am fernen Horizonte Alpen türmen; sie stehen da als Grenzpfiler der Prosa, der Vernunft und Reflexion. Hier ist alles Poesie, Gefühl; jeder Moment bringt Lust und Wonne, und der nächste wieder andere und neue. Schau hinab in jenes duftige Tal, versenke dein Auge in die nebelnde, tiefblaue Ferne, laß es weilen auf jenen romantischen Hütten, auf den vom Maulbeerbaume zur Olive rankenden Reben, von denen die dunkle Traube

⁷⁾ Vgl. ihren Roman „Pilger der Elbe“, 1839. Von MUNDT in seiner Zeitschrift „Freihafen“ (1839, erstes Heft, S. 255) besprochen.

⁸⁾ Wanderungen im Süden, Tagebuchblätter von 1838. In „Zugvögel“, 1840, Bd. II, S. 193—241.

winkt und glüht — das ist Italien! Dort unter den Pinien lege zum dolce far niente dich hin. — Sieh', da rollt, von weißen stolzen Stieren gezogen, ein Wagen heran — sieh' die hohe, geschmeidige Gestalt des Wagenlenkers, seine Flammenaugen, sein schwarzes Lockenhaar, sieh' das üppige, volle und kräftige junge Weib, im träumenden Liebesnachdenken zurückgelehnt in dem Wagen, die großen Augen in feuchtem Glanze von Gegenstand zu Gegenstand gleiten lassend, das glänzende Haar mit Blumen durchflochten, in ihrer Hand die Mandoline, zuweilen einige Akkorde greifend und eins jener glühenden, verschämten und doch neckenden Liebeslieder singend, die nur Italien eigen sind — sieh', das ist das Land der Poesie, der Musik, das Land der Sonne und Liebe.

Von dem allen findet man nichts in den Karpaten. — Graue Felsen steigen schroff empor und berühren dort die schwer hängenden Wolken. Hier ziehen sie in langer, grader Linie sich hin, dort in eigensinnig grollenden Zacken und Spitzen. Kein Lächeln in der Natur, es ist das Erfrieren alles Lebens, das Medusenbild, das vor dem Anschauen seiner selbst zu Stein erstarrte und jede Lust und Freude aus ihrem öden Herzen bannte. Verkrüppelte Bäume legen sich wie Todesseufzer um den Fuß dieses Felsens, während jener dort kahl aufsteigt, die glatte Fläche von einzelnen Waldströmen zerrissen, Steingerölle ringsumher. Tiefe Schluchten unterbrechen die Massen, während große Felsblöcke mit uraltem, ewigem Moose bekleidet da liegen, gleichsam wie der versteinerte Fluch des bösen Geistes, der diese Öde zu seinem Wohnsitze sich erkoren. Die Musik der Welt, die Harmonie der Lust verstummt hier; selten nur fliegt ein Vogel scheu von Spitze zu Spitze, als suche er von der Höhe herab ein grünendes Tal, sein Nest zu bauen; aber jede Felsenspitze bietet nur den Anblick neuer Felsenschlünde, neuer Massen dar, und das erschreckte Vöglein fliegt weiter. Nur der Steinadler hat auf hohem Felsen seinen Horst, sicher, daß in dieser Öde keines Menschen Auge ihn ereilt. Bei nächtlicher Weile leuchten des Uhus Feueraugen, vom kahlen Baume läßt er sein schrillendes Todesrufen vernahmen; und schleicht das Raubtier mit heiserem Gebrülle seiner Beute nach. Keine Hütte steht am Wege und ladet den Müden zur Ruhe. Der Mensch meidet diese Wildnis; nur zuweilen dringt Hussahruf und Hörnerklang durch die dunklen Wälder, und aufgeschreckt aus seiner Höhle springt der Bär durch die Wüste, hier einen Baum zerknickend, dort über Felsblöcke setzend, und lange noch, wenn er im Dickicht verschwunden, wird das Geräusch zersplitternder Äste, die er im Laufe zerknickt, vernommen. — Besonders schauerlich und wild aber ist das Tatragebirge an der Grenze Ungarns und Galiziens, wo himmelhohe Felsen in die Wolken starren, ewiger Schnee in tiefen Schluchten liegt, Steintäler von reißenden Bergströmen zerrissen sind. Im ewigen Moose des Tals, das selten nur von Menschenritten entweiht wird, stehen nur hin und wieder einzelne Alpenpflanzen ohne Duft; denn selbst die Lieblichkeit der Flora, ihr Duft und Farbenspiel ist aus dieser Gegend verwiesen, und nur ihre Launen sind hier zurückgeblieben. —

Tiefe Stille ist rings umher. Ewig grau und ernst ragt die Lomnitzer Spitze in die Wolken, in den Himmel hinein; aber was sie da oben erschaut, ändert nicht ihr trauerndes Antlitz. Kahl ist der Gipfel, kahl ist der Fuß, kein Blumenblühen, kein Vogelsang. — Massen, graue Massen lehnen sich an diesen himmelhohen Felsen. Die Natur ist noch wie im Chaos, und die hohen Wellen des ungeheueren Meeres, aus dem einst die Erde hervorstieg, waren hier nur zu Felsen erstarrt. Aber es ‚war noch wüst und leer‘, und als Gott über die Erde schaute und sah, daß es gut war‘, traf sein Auge nicht diese Wildnis. — Tiefe Stille noch immer im Felsental der Lomnitzer Spitze; jetzt nur raschelt eine Schlange durchs hohe Moos und

windet sich dort um den bemoosten Baum, den der Sturm vor uralten Zeiten gefällt, und der Jahrhunderte schon unverändert hier liegt. Sie ringelt und windet sich im Wohlbehagen auf und ab, und ihre Farben schillern und glitzern in der Sonne. Sie sind das einzige Lebensvolle der Gegend. Aber jetzt hebt das Tier, wie horchend, den Kopf, und ihre wütenden Augen stieren giftig umher; jetzt ringelt sie sich langsam vom Stamme ab, denn sie hat ein Geräusch vernommen, und der Instinkt sagt ihr, daß etwas Fremdes und Feindliches naht. Das Geräusch kommt näher und immer näher; es sind Tritte, und sie hallen in der furchtbaren Stille doppelt laut. — Jetzt ist es ganz nahe — schnell raschelt die Schlange fort und verschwindet, zischend vor Wut, im Felsgerölle. Aus dem Paradiese konnte die Schlange den Menschen vertreiben; in dieser Wildnis aber war es der Mensch, der die Schlange vertrieb. — Um die Felsenecke trat ein Mensch, —“ Und nun beginnt die Erzählung von dem Menschen, der sich in diese öde Natur geflüchtet hat.

Soweit die Schilderung der Hohen Tatra.

Friedrich Lám hat nicht Unrecht, wenn er seinen Eindruck von dieser Schilderung mit den Worten wiedergibt: „Die Tatra ist nach ihrer (Luise Mühlbachs) Auffassung ein Medusenbild, das von dem Anschauen seiner selbst zu Stein erstarrt ist. Luise Mühlbach beschreibt sie beinahe so, wie Jules VERNE den Mond — als eine ausgestorbene, öde und stille, schauerliche tote Welt.“

Luise Mühlbachs Schilderung ist zu respektieren als Wiedergabe des unmittelbaren Eindrucks, den die fremde Welt der Tatra auf sie machte. Spätere mögen beim Anblick dieser selben Gebirgswelt andere Empfindungen gehabt haben, Luise Mühlbach hatte die ihren.

Wir haben gesehen, warum die Tatra gerade diesen Eindruck auf sie machen mußte. Und so bleibt ihre Schilderung denn doch ein wertvolles Dokument für die Geschichte des Naturgefühls. Auch die Alpen haben früheren Generationen Grauen eingebläst⁹⁾, erst später erregten sie das Entzücken der Besucher.

Als Dichtung ist Luise Mühlbachs Erzählung mißlungen, aber diese Schilderung behält ihren sachlichen Wert als Äußerung des damaligen Naturgefühls.

GOTTFRIED FITTBOGEN †

Der albanische Dichter Gjergj Fishta (1871—1940)

Nachruf

Am letzten Tag des vergangenen Jahres ist in Shkodra der bedeutendste albanische Dichter, Pater GJERGJ FISHTA O. F. M., gestorben.

Gjergj Fishta wurde am 23. Oktober 1871 im Dorfe Fishta in der unweit Shkodra gelegenen Zadrima-Ebene geboren. Da er früh schon für die geistliche Laufbahn bestimmt wurde, trat er als Knabe in das Kollegium der Franziskaner in Shkodra ein. Nach einigen Jahren ging er nach Bosnien, um seine theologischen Studien zu vollenden. Damit setzte sich eine alte, bis auf das Mittelalter zurück-

⁹⁾ ANTON DÖRRERS Aufsatz „Südtirol im deutschen Schrifttum“ (in: Südtirol. Herausgegeben von KARL BELL, Dresden 1927) enthält wertvolles Material zur Entwicklung des Naturgefühls den Alpen gegenüber, bes. S. 180—193, 198—208.

Über die Karpaten (in Siebenbürgen) siehe FRIEDRICH TEUTSCH, Werden und Wandlung des Naturgefühls bei den Sachsen. Jubiläums-Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpatenvereins 1880—1930. Hermannstadt 1930, S. 130—140.